

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 43

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltwochenschau

Es wird gemunkelt.

In unserm kleinen Lande kann man seit einiger Zeit eine merkwürdige Erscheinung beobachten: Die Presse ist außerordentlich zahm geworden. Dafür kann man allerlei im Hörn hören, was in keiner Zeitung zu lesen steht. Man trifft einen Bürger auf der Straße. „Was sagen Sie zur Neuherierung Bundesrat Mingers in Burgdorf?“ Welche Neuherierung? „Dass es keinen Friedensgeneral geben werde, so lange er Vorsteher des Militärdepartements sei.“ Was soll man dazu sagen? „Frägen Sie die jungen Offiziere! Die werden es Ihnen erklären. Die Wahl eines Generals bedeutet, dass die Armee neues Zutrauen fassen würde.“ „Ja, hat denn die Armee kein Zutrauen mehr?“ „Doch . . . aber der General würde wie ein Symbol wirken . . .“

Ein anderer Bürger spricht von seinem Sohne, einem jungen Offizier. Er hat den Sohn ermuntert, eine Eingabe über Mühstände . . . wo, darf man nicht sagen, zu verfassen. Der Sohn sagt nein, „Meinst du, ich will mich abfagen lassen?“

Man spricht mit einem Architekten. Auch er weiß von Dingen zu berichten. Vom Subventionswesen und öffentlichen Aufträgen. Warum er denn nicht öffentlich auftritt und reklamiert? Ja, wie soll man das? Man verliert nachher die Möglichkeit, kantonale, eidgenössische, kommunale Aufträge zu bekommen. Haben Sie eine Ahnung, wie man die Reklamanten ansieht! Und die Presse? Ja, die Presse! Die Sozi-blätter schimpfen auch nur noch dort, wo sie nichts riskieren. Und im übrigen paktieren sie mit den andern Parteien.

Man trifft einen Arbeiter. Er hat einer Arbeitslosenversammlung beigewohnt. Ein Techniker ist aus Deutschland heimgekehrt. 2 Mark 50 kriegt er für die Stunde. 200 Mann könnten er brauchen. Er wird gleich wieder abreisen . . . er hat Bütz . . . so sprach der Techniker bei den Arbeitslosen. Und so wiederholts der Arbeitslose. Und fügt bei: „Am Ende löst uns Hitler das Arbeitslosenproblem!“

Das sind einige Beispiele. Man könnte sie zu Dutzenden vermehren. Das Charakteristikum der unbewussten Angst vor den Möglichkeiten der Zukunft haftet ihnen an. Aber diese unbewusste Angst hat bestimmt zuerst die Parteien und Zeitungen gepackt. Es wird von der Einigkeit in beängstigendem Übermaße gesprochen und geschrieben, dabei hat man Angst, die Bedingungen einer wirklichen Einigung zu nennen und die Voraussetzungen der Zuversicht zu unserm Staat auch nur zu streifen. Angst, dadurch die Einigkeit zu gefährden. Der Zustand ist ungünstig. Herr Bundesrat Motta hat in Locarno gemeint, wir könnten die Einigkeit beweisen, indem wir am 27. November den Finanzkompromiss annehmen, mit Stimmen- und Ständemehrheit. Schön . . . aber die übermenschlichen Schwierigkeiten, das Kapital zu großzügigen Leistungen für den Staat zu begeistern, die Bürokratie zur zeitgemäß raschen Abwicklung aller Geschäfte zu veranlassen, die Wehrbereitschaft von allen organisatorischen und . . . symbolischen . . . Hemmungen zu befreien, dauern an . . . und das Unbehagen auch.

Das ungleiche Tempo.

Während in England eine Untersuchung über die Gründe der katastrophalen militärischen Nichtbereitschaft angeordnet wird, schickt sich Japan an, dem „meerbeherrschenden Albion“ an einer andern Stelle unseres Globus eine beschämende Niederlage zu bereiten: 50,000 Mann sind nahe bei Hongkong, in der Baysbucht, gelandet worden und haben unverzüglich den Vormarsch aufgenommen, um die Verbindungen zwischen Hongkong und Kanton abzuschneiden und eine der Zufahrtsstraßen für amerikanische und europäische Hilfe der Chinesen abzuschneiden. Die Chinesen werden sich zwar zur Schlacht stellen; vielleicht retten sie die Situation; dass Großbritannien

sich indessen die Landung innerhalb seiner Interessensphären gefallen lassen muss, wird auch durch einen chinesischen Erfolg nicht aus der Welt geschafft. Die Blamage ist da, und die Diktatormächte werden daraus ihre Schlüsse ziehen.

Die neue japanische Operation hat eine längere Vorgeschichte. Schon vor einem halben Jahre wurde gesagt, der Angriff auf Kanton werde einmal kommen. Englands drohende Bewegungen bei Singapur ließ die Zivilisten im Tokioterkabinett zögern, und der Außenminister Utagaki verstand es, die tollkühnen militärischen Draufgänger zurückzuhalten. Nun brach die Ministerkrise aus. Als sich Chamberlain nach München begab und vor Hitler „kapitulierte“, kannten die Scharfmacher kein Halten mehr. Utagaki musste gehen und die Aktion wurde beschlossen. Die Landung bei Hongkong ist die erste und wichtigste Folge des „Münchner Friedens“.

Freilich haben die Japaner auch Gründe zu dieser Landung, von denen sie lieber hätten, die Welt wüsste nichts davon. Und sehr wahrscheinlich würde man mit dem neuen Feldzug im chinesischen Süden zugewartet haben, wenn nicht jene andern Gründe bestünden. Die Wahrheit lautet: Es geht mit der Eroberung von Hankau nur sehr langsam voran, und der Sieg lässt nicht nur auf sich warten, sondern wird immer ungewisser. In den letzten Tagen hieß es, eine japanische Kolonne habe im Norden der chinesischen Stellungen Sinyang erobert, das heißt den Punkt an der Peking-Hankau-bahn, der den Eingang zum sperrenden Taipehgebirge verriegelt. Dieses Gebirge, im Halbkreis die nördliche Hälfte der chinesischen Stellung schützend, bildet den wichtigsten strategischen Halt der Chinesen, und wenn es fiel, hingen die südlichen Teile der Front in der Luft; der Rückzug über den Jangtse wäre unvermeidlich, mögen auch die chinesischen Armeen in monatelanger Schlachterie eine Reihe von Siegen erfochten haben. Bisher stehen ihre Linien fest und verfestigen sich immer mehr; alle Rückschläge scheinen die Moral der Verteidiger nur noch zu heben, die der Angreifer aber eher zu lähmen. Der Fall Sinyangs am äußersten Nordflügel rief wütenden chinesischen Gegenangriffen: der Winter ist in Sicht; die Guerilla dauert im Rücken der Eroberer an. Es war also dringend geboten, etwas zur Ablenkung der Verteidiger zu unternehmen. Und deswegen landeten neue Armeen in der Baysbucht.

Wenn man den Nachrichten aus dem Osten vertrauen kann, hofft Japan durch die neue Aktion auf eine Rebellion Südhinas gegen die Regierung Tschangkaischek's. Genau so wie es seit Kriegsbeginn auf die Erhebung der einen oder andern Provinz gehofft. Proklamationen, von zahllosen Fliegern über Kanton abgeworfen, sprechen verächtlich von den „Umrissen“ der chinesischen Militärs, die an der Weiterdauer des Krieges schuld seien. Schade, dass diese Proklamationen zu spät kommen. Südhina hat seit Monaten die furchtbarsten Bombardemente erlebt. Der Hass gegen den Angreifer wurde von ihm selbst geschürt und flammt heute unbezähmbar auf. Die Hoffnung auf die Revolte ist eitel. Auch der Schrecken einer Schlacht in den Straßen von Kanton selbst wird in Kauf genommen. Tschangkaischek hat sich seit Monaten auf einen solchen Angriff gefaßt gemacht. Die ausgehobenen Armeen des Südens stehen nicht unvorbereitet in ihren Stellungen.

Dennoch hoffen die Japaner, durchzudringen und die englischen Tanks und Kanonen, die amerikanischen Flugzeuge, die deutschen Maschinengewehre und alles, was bisher über die südliche Hauptstadt nach Hankau geführt wurde, abzuschneiden. Alles in der Hoffnung, dadurch die Armeen Chinas bei Hankau zu entwaffnen. Dass etwa die Chinesen an einen solchen Fall gedacht haben könnten, scheint Tokio zu vergessen, ganz einfach, weil „Hoffnung führt“ ist. Die Russen haben ihre Zufuhren ausgebaut, von Indochina strömt die Zufuhr gleichfalls . . . man hofft, diese Quellen seien schwächer . . . Und sollten sie stärker sein als man gedacht, sollte der Widerstand vor Hankau nicht erlahmen . . . nun, die Engländer, die Franzosen und Amerikaner, die nun eigentlich zusammenspannen und eine gemein-

same Flottenaktion bei Hongkong loslassen mühten, werden weitere „blitzschnelle Taten“ der japanischen Militärs dulden.

Es ist heute alles eine Tempofrage geworden. Das ungleich aktiver fascistische Element arbeitet in einem Tempo, dem die „dickhäutigen Demokratien“ nicht folgen können . . . oder nicht folgen wollen. „Weil sie faul sind“, erklärt uns Hitler. Wir haben eine andere Erklärung: „Weil sie in sich uneinig sind.“ Der ganze fascistischen Flügel der englischen und französischen Rechten denkt gar nicht an einen Krieg gegen Hitler, denkt nur an ein Bündnis mit ihm und an den kommenden unvermeidlichen Krieg gegen die Russen. Darum sind die amerikanischen Flugzeuge, die schweren Bomber, die England bestellt hat, gar nicht nach England gekommen . . . bis auf ein einziges! So geschehen im Herbst 1938, in der größten Krise. Wie dies die Untersuchung ergeben. Wird man in England feststellen, wohin denn die eigenen und die amerikanischen Maschinen geflogen? Nach China und Japan? Oder am Ende großenteils nach Japan? „Bomber für Japan?“ Uebt man vor Hankau den Kampf gegen die russischen Maschinen der Chinesen? Geheimnisse gibt es in den Praktiken der sogenannten Demokratien!

—an—

Kleine Umschau

S'Muetti bricht, u dr Hansli macht — — öppis Dumms.

Ich habe mir einen Paradiesapfel ganz anders vorgestellt. Wegen eines solchen „Granggeli“, das nicht größer ist als ein währhaftes Baslerchirsi, soll der Adam — — wie verlockend und imponierend sehen doch neben diesen Miniaturfrüchtkchen die kraftstrotzenden Bernerrosen oder die prächtigen Gravensteiner aus! Überhaupt, dieser Berner Herbstmarkt! Den muß man einfach gesehen haben. Hier leuchtet blankgeputzter Weißkohl. Aber ohä, Du würdest nichts mehr zu lachen haben, wenn Dir jener schwere, häche Rosthabis aufs Hühneraug fallen würde. Und dort! Guet dort nicht schelmisch lächelnd ein hübsch frisiertes Chöhlichöpfli über den braunen Rand eines Wydlichorbes? Prozig türmt sich die Pyramide goldener Zitronenäpfel mitten auf dem Bundesplatz. Weiße, rote, gelbe und sogar blaue Härdöpfel bieten unfern Hausfrauen Gelegenheit, ihre Familie zur Abwechslung einmal mit einer panachierten oder gar einer Rogenbogenrösti zu überraschen. Ist es nicht ein einzigartiger Genuss, geschwollte „Ideal“ mit Butter, oder „Eva-Stöck“ mit Kindsbraten vertilgen zu können! So schöne Namen gibt man nämlich den Bernerorangen!

Berner Herbstmarkt! An den Mostständen herrscht ein Gedränge, daß man fast meinen könnte, es werde Gratismost verabfolgt. Und nach rächem Emmentaler riecht's, und Honig wird gespienzt — und wie Bienen und Wespen schwärmen summend und brummend die Leute um die herrlichen Blumen und Früchte und Gemüse und sonstigen Sachen herum. Mit sichtbar zur Schau getragener Kennermiene wird die reichhaltige Auffuhr betrachtet und kritisiert. Man nascht hier ein wenig, märtet dort ein bißchen, gibt mehr oder weniger kompetente Urteile ab über Qualität und Haltbarkeit der Ware — aber schlussendlich werden doch korb- und fäistenweise Härd- und andere Döpfel bestellt.

— „Batti, was meinsch, wei mer ächt no zäh Kilo näh vodene schöne Channebire?“ — Und Battì nimmt, ohne eine Miene zu verzieren, Kenntnis vom Beschluß seiner „Regierung“, hält ergeben das dritte Neß hin und schleptt heldenhaft die füße Last nach hause.

Der vierjährige Hansli kaut vergnügt bereits am siebenten Suurgrauet, während s'Muetti mit Entsetzen von ihrer Freundin vernimmt, daß der Frau im Parterre innert drei Wochen schon das zweite Dienstmädchen davongelaufen sei, und daß sie — vermutlich um den daraus resultierenden Ärger zu gschweigen — einen Pelzmantel, zwei Paar seidene Strümpfe und

einen Perse gekauft habe. „Göb sie's de cha zahle-n-isch en andri — — eh aber, Hansli, was isch mit dir?!! Eh, sueget doch!! Dä Bueb isch ja grasgrüen im Gicht!!!“ — „Uli, ui, ui!! Hän-i Bücheliweh, oh Bücheliweh!“

S'Muetti und dr Hansli verschwinden im Giltempo Richtung Bundesstrasse.

Unterdessen düderlet eine Bauernkapelle im Lautsprecher den rassigsten Miststräppeler, den es gibt — und über dem Hin und Her, auf den lachenden und schwätzenden Menschen liegt die warme Herbstsonne.

Und Hanslis Muetti sagt leis vor sich hin: „Es isch doch gäng guet, we me-n-am Bärner Herbstmärit es zwöits Paar Hösli — —“

Es steht eine Villa am Gardasee.

Wer hätte je gedacht, daß das übergroße blonde Mädchen mit dem Buschelkopf, den träumenden Augen und krummen Zähnen sich einmal würde ein Landhaus leisten können! Ein „bueno retiro“, das die Kleinigkeit von 8 Millionen Lire gekostet hat. Bagatelle für einen Filmstar oder einen Boxweltmeister!

Die Besitzerin besagter Villa am Gardasee heißt Greta Garbo. Kinobesucher wissen wer Greta Garbo ist. Sie kniete als Anna Karenina mit einer Kerze in der Hand auf der Leinwand. Aber vorher hat ihr der Hollywooder Schönheitsexperte den Buschelkopf niedergebürstet und die Zähne zurechtgerichtet. Und weil auf ihrem weißgoldenen Haar das Licht einer 5000-kerigen Lampe liegt, weil ihre Lippen zittern und ihr Blick gleitet, hat man der Garbo den Beinamen „die Göttliche“ gegeben. Sie ist sogar „die weiße Flamme von Schweden“ genannt worden. Originell! Denn weiße Flammen gibt es natürlich nicht. Im Film vermutlich doch. Aber das wissen eben nur die Kinobesucher. Die übrigen Sterblichen kennen nur rote Flammen.

Ein schwärmerischer Stockholmer Jüngling soll einmal gesagt haben: „Die Franzosen, ja, die haben Jeanne d'Arc. Aber wir haben Greta Garbo.“ Wenn ich dabei gewesen wäre, würde ich gesagt haben: „Und wir in der Schweiz, wir haben — wir haben — —.“ Haben wir überhaupt Jemanden, den wir der weißen Flamme von Schweden an die Seite stellen könnten? Wilhelm Tell's Villa in Bürglen war ja doch nur so eine gewöhnliche Hütte. Uebrigens dürfte auch die Jungfrau von Orléans mit Glücksgütern nicht überladen gewesen sein. Sonderbar, daß man trotzdem nach Jahrhunderten noch von diesen beiden Menschen spricht, während nach der „göttlichen“ Garbo und ihrem feudalen Palais am Gardasee in 20 Jahren kein Hahn mehr krähen wird.

Das kommt vermutlich daher, daß der Wilhelm und die Johanna schon immer gerade Zähne hatten — —

Stürmibänz.

GERAHMTE

BILDER

KUNSTHANDLUNG F. CHRISTEN

Amthausgasse 7, Bern

Telephon 28385